

Vortrag anlässlich RUB 50 im Blue Square am 03. Juni 2015

Thema: Sex and the City im Neuen Testament

von Reinhard von Bendemann

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

unsere Universität, unsere *Alma Mater* wird 50 Jahre alt, das sind einerseits: *nur* 50 Jahre, andererseits aber auch: *schon* 50 Jahre.

Welchen Abstand 50 Jahre bedeuten können – das ist mir bei meinen Recherchen über die Anfänge der Ruhr-Universität Bochum im Universitätsarchiv deutlich geworden. Manches verliert sich zum Teil auch schon im Dunkeln und Schemenhaften.

Darum möchte ich uns in meinem Vortrag zunächst erst einmal etwas erinnern.

Ich spreche heute Abend zu Ihnen als Professor für Neues Testament der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität.

Und gerade die neutestamentliche Wissenschaft der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bochum – bzw. ihre Vertreter – verbindet sich in hervorragender Weise mit den Anfängen von Forschung und Lehre an unserer Universität vor 50 Jahren.

1. „Es werde Licht ...!“

Der erste Neutestamentler meiner Fakultät, an den wir uns erinnern, ist Heinrich Greeven. Heinrich Greeven war im Eröffnungssemester 1965 Rektor der Ruhr-Universität-Bochum.

Greeven war relativ rasch auf den Gründungsrektor Wenke gefolgt und lenkte die Geschicke der neuen *Alma Mater* dann bis 1967.

Heinrich Greeven wurde Ende Juni 1965 feierlich vereidigt und hielt anlässlich der Eröffnung der Ruhr-Universität eine Rede im Bochumer Schauspielhaus – in Gegenwart der versammelten Rektoren der übrigen Hochschulen in NRW.

Auf dem Campus in Querenburg befand sich seinerzeit noch die größte Baustelle Europas. Ein Audi-Max gab es noch lange nicht und auch keinen geeigneten großen Hörsaal.

Greeven, aus Kiel nach Bochum gekommen, sprach dann im Bochumer Schauspielhaus auch von einem – Zitat - „ungewöhnlichen Stapellauf“ der neuen Universität.

Und: „Wir stehen heute, bei der Eröffnung unserer Universität, am Anfang eines großen und bedeutsamen Unternehmens. Wir wissen nicht, ob es uns gelingen wird so, wie es gedacht war und wie es das Beste wäre für unsere Jugend, unser Land und unser ganzes Volk“.

Inhaltlich behandelte die Eröffnungsrede Greevens unter dem Titel „Und Gott sprach“ die Vorstellung des Redens Gottes in den biblischen Schriften.

Im Rückblick ist es eine kräftige und mutige These, wenn Greeven am Ende seiner Rede im Tohowabohu der Baustelle in Bochum-Querenburg die Hand des Schöpfer-Gottes am Werk sah. Universitätsgeschichtlich befinden wir uns in einer Zeit, die von den Älteren, wie man mir erzählte, vielfach die „Gummistiefelzeit“ genannt wird. Greeven sprach vom Gelingen der neuen Universität, das nur dann möglich sei, wenn „wir“ Gottes schöpferisches Wirken nachahmen. „Es werde Licht!“

Heinrich Greeven trat im Fach der neutestamentlichen Wissenschaft vor allem durch textkritische Forschungen hervor, d.h., der Erforschung der ältesten Handschriften der frühchristlichen Texte.

Für eine kritische Evangeliensynopse, die er damals vorbereitete, ließ er eine Kipphebel-Maschine anfertigen, mit der man Griechisch in Spalten setzen konnte.

Die Maschine ist ein Unikat. Sie können es noch heute bei mir im Büro in GA 8 besichtigen.

Allerdings handelt es sich hierbei wirklich um *Technikgeschichte*. Wenn man diese Maschine betrachtet, bekommt man ein handgreifliches Gespür dafür, wie lange eine Zeitspanne von 50 Jahren tatsächlich ist! Und man kann sich das heute in einer Zeit von Computerfonts und elektronischem Satz kaum mehr vorstellen.

2. Die „Urvorlesung“

1965 gab es noch keine Evangelisch-Theologische Fakultät. Es gab lediglich eine *Abteilung* für Evangelische Theologie. Denn die Universität „neuen Typs“ sollte nach dem Willen der Gründungsväter mit den alten und belasteten Traditionen der deutschen Universitäten brechen. Eben darum sollte die Gliederung der Universität in Fakultäten einer Strukturierung in 18 große Abteilungen weichen – darunter erstmals in Deutschland an einer Universität auch die Ingenieurwissenschaften.

Die Konzeption wurde dann sehr bald noch einmal überdacht, nachdem die einzelnen Abteilungen 1965 ihre Arbeit aufnahmen.

Hier kam nun der Abteilung für Evangelische Theologie ein zweites Mal besondere Bedeutung zu, und auch hier war es wieder ein Neutestamentler:

Erich Gräßer war in Marburg promoviert und habilitiert und mit 38 Jahren frisch an die Ruhr-Universität berufen worden.

Erich Gräßer lebt noch, sogar in der Nähe von Bochum. Und wir müssten jetzt ausführlicher über sein wissenschaftliches Werk sprechen. Gräßer hat sich u.a. intensiv mit dem neutestamentlichen Hebräerbrief beschäftigt.

Erich Gräßer aber war nun vor allem derjenige, der die erste Vorlesung auf dem Campus der neuen *Alma Mater* hielt. Die sogenannte „Urvorlesung“. So heißt sie schon in Pressestimmen aus diesen Tagen.

Diese „Urvorlesung“ fand zum Beginn des Wintersemesters 1965/66 im Hörsaal 48 des Gebäudes I A statt. Sie behandelte den ersten Korintherbrief und führte in diesen Text ein.

Dass die von Erich Gräßer zu Beginn des November 1965 begonnene Auslegung des 1. Korintherbriefes des Paulus im Rückblick zur „Urvorlesung“ wurde, ver-

dankte sich – so habe ich es verschiedenen Artikeln im Universitätsarchiv entnommen – schlicht einem Zufall.

Während nämlich die übrigen neu berufenen Kollegen ihre Lehrveranstaltungen erst nach Ende der Immatrikulationsfrist in der folgenden Woche begannen, nahm Gräber als einziger den Lehrbetrieb pünktlich in der ersten Woche auf.

Das Auditorium der Urvorlesung bestand aus Plus/Minus 20 Studenten. Die genaue Zahl lässt sich nach 50 Jahren nicht mehr klären.

Es waren jedenfalls in etwa 70 Prozent der damals bereits 28 immatrikulierten Studenten. Die Studenten waren sämtliche Männer.

Die Immatrikulationszahlen, die ich im Universitätsarchiv einsehen konnte, belegen, dass erst sehr allmählich in den folgenden Semestern auch weibliche Studierende in den Abteilungen 1 und 2 für evangelische und katholische Theologie immatrikuliert wurden. Im Winter 1970/71 waren es in der Evangelischen Theologie erst 13,2 Prozent, in der katholischen Theologie gar erst 6,2 Prozent.

Bei uns in der Evangelischen Theologie hat sich dieses Bild nach 50 Jahren völlig gedreht.

Das betrifft auch das Kollegium: Wir sind stolz darauf, dass wir die einzige Fakultät an der Ruhr-Universität sind, darüber hinaus die einzige theologische Fakultät in Deutschland, die im Kollegium fast ebenso viele Wissenschaftlerinnen hat wie männliche Wissenschaftler. Auch hier ist der Abstand von 50 Jahren mit Händen zu greifen; Mitte der 60er war die theologische Forschung ausschließlich von Männern dominiert.

Die „Urvorlesung“ ist nun leider nicht schriftlich oder gedruckt erhalten.

Sehr wahrscheinlich ging es in der ersten Vorlesung nach der Begrüßung der Studenten an der neuen Universität um sogenannte Einleitungsfragen zum 1. Korintherbrief – Fragen, die Studierende heute möglicherweise als eher langweilig empfinden würden.

Wir können über den Inhalt der „Urvorlesung“ was das angeht, nur Mutmaßungen anstellen. Wo wir aber *sicheren Boden* unter den Füßen haben, ist da, wo wir schriftliche Quellen haben: Die Urvorlesung wurde nämlich in der damaligen Presse durchaus inhaltlich wahrgenommen.

In der Presse wurde dabei lediglich ein Punkt der Urvorlesung ausführlicher herausgehoben. Die Presse war hierüber offenbar durch die Studenten informiert, die an der Vorlesung teilnahmen: Und der Vorgang dieser *Rezeption als solcher*: Also: Was haben die Studenten von der Urvorlesung behalten? Und was hat die Presse daran damals interessiert – ist nun hochgradig spannend und bietet den Ausgangspunkt für das, was ich Ihnen im Folgenden vortrage.

Nach diesen Pressestimmen nämlich hat die Urvorlesung zwei Geschichten miteinander in Verbindung gebracht.

Und diese beiden Geschichten möchte ich Ihnen kurz mit meinen Worten erzählen: An die eine Geschichte werden sich mindestens die Älteren von Ihnen mit einiger Sicherheit noch erinnern:

Der „Fall“ der Rosalie Marie Auguste Nitribitt, kurz: Rosemarie Nitribitt, oder: „Rosemarie. Des deutschen Wunders liebstes Kind“ wie damals der Titel eines Buches lautete.

Der Fall Nitribitt ging in den 50er Jahren breit durch die Presse der jungen Bundesrepublik Deutschland.

Rosemarie Nitribitt verdiente bereits im Jugendalter Geld mit Prostitution, zunächst verdeckt unter der Bezeichnung „Kellnerin“ bzw. „Mannequin“. Im Laufe der Zeit erlangte sie als Prostituierte in den Boulevardblättern große Bekanntheit und sorgte für einiges Aufsehen, bevor sie im November 1957 in ihrer Wohnung in Frankfurt am Main ermordet aufgefunden wurde. Im Zuge der Mordermittlungen, bei denen bis heute Fragen offen geblieben sind, wurden zahlreiche Kontakte der Rosemarie Nitribitt im Kreise der Wirtschaft und Politik aufgedeckt.

Dies ist die eine Geschichte, die damals von der Urvorlesung wahrgenommen wurde. Die andere Geschichte steht im Neuen Testament, im 1. Korintherbrief des Apostels Paulus. Sie spielt vor fast 2000 Jahren in der Hafenstadt Korinth.

In Korinth, welches zwei Häfen besaß, hatte sich in der Antike ein ausgesprochener Vergnügungsbetrieb für Seeleute, Reisende und ansässige Städter entwickelt. Die Stadt war für ihre Bäder, Tavernen und Bordelle berühmt. Das griechische Wort „*korinthiázein*“ stand in der Antike für einen Betrieb sexueller Dienste und Vergnügungen in einer Großstadt jeglicher Art.

In dieser Stadt Korinth findet nun eine Gottesdienstversammlung statt. Eine relativ überschaubare Gruppe von Christinnen und Christen trifft sich in einem privaten Wohnhaus, man betet und liest Texte aus der Bibel.

Da steht mitten in der Versammlung ein Gemeindeglied auf und sagt:

„Ja, ich liebe die Frau meines Vaters.“

Und: Ja, wir haben ein Verhältnis.“

Und dann sind da noch andere *Männer* in der Gemeindeversammlung, die haben auf dem Weg zum abendlichen Gottesdienst das gemacht, was Männer in Korinth sehr häufig nach der Arbeit noch schnell tun: sie sind unterwegs noch kurz in einem Bordell gewesen.

Nun möge unsere Befürchtung grundlos sein, dass sich die Ersthörer der Urvorlesung von diesen beiden Geschichten mehr für den Fall Nitribitt interessiert haben als für das, was da in Korinth los gewesen ist und was Paulus dazu sagt. –

Das wissen wir nicht, feststellen können wir nur: In der Presse von 1965 ist das ganz eindeutig der Fall. Der 1. Korintherbrief und Paulus als Gegenstand der Vorlesung werden in den Pressemitteilungen an keiner Stelle erwähnt.

Wir aber wollen uns heute Abend nun nochmals für *Paulus* interessieren und damit an die Urvorlesung anknüpfen.

Wir werden uns jetzt noch einmal der *zweiten* Geschichte zuwenden.

Dabei können wir allerdings unseren eigenen veränderten Standort in Wissenschaft und Gesellschaft nach 50 Jahren nicht ausblenden.

Man kann sagen:

Der Abstand von 50 Jahren ist hier in etwa so groß, wie wir es vorhin bei der Konstruktion der Kipphebelmaschine von Heinrich Greeven gesehen haben.

Niemand hätte sich in der jungen Bundesrepublik damals vorstellen können, dass und wie wir heute auch in der theologischen Forschung Buchmanuskripte am PC, mit dem Internet arbeiten oder elektronische Datenbanken nutzen.

Niemand hätte sich aber auch 1965 vorstellen können, wie sich die Forschungszugänge über die Konstruktionen von Weiblichkeit, Männlichkeit, Liebe und Sexualität in 50 Jahren bis heute entwickeln würden.

Die Urvorlesung und die Eröffnung der Ruhr-Universität fielen in seine Zeit, die noch knapp vor der sogenannten 68er Revolution lag, auch wenn sie sich schon andeutete. Es war eine Zeit, die im Rückblick allgemein als äußerst konservativ in Fragen der Sexualität gilt. Innerhalb der Geschichte Deutschlands war es die Zeit mit der prozentual höchsten Rate von Eheschließungen von Männern und Frauen. Nie wieder nachher waren so viele Frauen und Männer verheiratet in Deutschland.

Sehen Sie sich die Bilder der Rosemarie Nitribitt noch einmal daraufhin an, wie sie noch Mitte der 60er Jahre gewirkt haben müssen.
Fragen Sie sich kontrollhalber, wie Sie *heute* wirken.

Ähnlich groß aber ist der Abstand und ist die Wegstrecke, die die neutestamentliche Wissenschaft in diesen 50 Jahren zurückgelegt hat.

3. Die Leib-Zugewandtheit und Leib-Freundlichkeit neutestamentlicher Sexualethik

Nehmen wir uns nun noch einmal den „Fall Korinth“ vor.

Jemand *in der Gemeinde* hat ein Liebesverhältnis mit der Frau seines Vaters, und er vertritt dies offenkundig ganz offensiv *in der Gemeinde*. Andere Gemeindeglieder suchen ganz unbedenklich Prostituierte auf.

Wir sehen hier hinein in eine Gemeinde, die sich aus ehemaligen „Heiden“, d.h., Nichtjuden rekrutiert. Der christliche Mann, der ein sexuelles Verhältnis mit der Frau seines Vaters hat, ist dabei ein *Einzelfall*. Vor 50 Jahren sprach man hier in der Forschung zum Teil immer noch von dem sogenannten „Blutschänder“.

Der Begriff passt jedoch nicht, das ist nicht der Fall. Dieser Mann hat kein sexuelles Verhältnis zu seiner leiblichen Mutter, das „Blut“ steht nicht in Gefahr.

Der Fall ist vielmehr der: Der Vater hat eine jüngere Frau geheiratet, nachdem er verwitwet ist oder sich von seiner vormaligen Frau getrennt hat.

Dieser Fall, dass der Vater eine Jüngere heiratet und diese dann ein Verhältnis mit dem Sohn hat, ist in der Antike so häufig, dass er in vielen Rechtssammlungen behandelt wird. Auch Griechen und Römer erlauben grundsätzlich eine solche Verbindung von Sohn und Stiefmutter nicht. Paulus weiß das.

Der zweite Fall ist kein Einzelfall, auch wenn Paulus keine Zahlenangaben macht.

Hier meldet sich das typische Verhalten von Männern in der Großstadt:

Für Angehörige der Mehrheitsgesellschaft war der Gang zur Prostituierten im römischen Korinth etwas Selbstverständliches.

Mit einem Wort des Pseudo-Demosthenes gesprochen - Zitat:

„Die Prostituierten haben wir zum Vergnügen,
die Konkubinen zur täglichen leiblichen Pflege,
die Ehefrauen, um rechtmäßige Kinder zu erzeugen
und um eine treue Wächterin für die häuslichen Dinge zu haben.“

Warum, so die Frage, sollen christliche Männer mit dieser in der Mehrheitsgesellschaft selbstverständlich geübten Praxis brechen, bzw. warum sollen sie hier mit der Praxis brechen, die sie selbst in ihrem bisherigen Leben selbstverständlich geübt haben?

Was sagt Paulus im 1. Korintherbrief nun zu diesen Fällen? – Fällen, mit denen er in einer von ihm selbst gegründeten Gemeinde so rasch nach der Gründung nicht unbedingt gerechnet haben dürfte:

Die entscheidende Antwort auf diese Frage, die wir heute im Fach Neues Testament geben – anders als noch vor 50 Jahren in der Forschung üblich – lautet:

Paulus klärt seine Gemeinde *jüdisch* auf. Es sind *jüdische* Überzeugungen, die Paulus in seiner Kritik an den Korinthern geltend macht. Wir begegnen in der Antwort dem *Pharisäer* Paulus. Paulus geht aus von der pharisäischen Forderung der „Reinheit“. Paulus fordert „Reinheit“, und zwar zuerst nicht bei den einzelnen, sondern es geht um die kultische Reinheit der *Gruppe*.

„Kultische Reinheit“ ist eine für uns heute fremde Vorstellung, die aber in der pharisäischen Theologie eine große und ehrwürdige Rolle gespielt hat.

Das negative Bild der Pharisäer als „Heuchler“, das auch die deutschsprachige Forschung lange Zeit in ihren Bann gezogen hatte, stimmt historisch nicht.

Hier ist eine lange Forschungslinie in einem – immer wieder auch schmerzhaften – Prozess der Forschungsdiskussion in Jahrzehnten seit der Gründung der Ruhr-Universität erst allmählich überwunden worden.

Es geht um „kultische Reinheit“. D.h. aber: Es geht im Kern nicht um die Moral, um „moralische“ Grenzen, um die es vorrangig in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik gegangen ist.

Paulus entwickelt sodann eine Lehre vom Menschen, um die sexuellen Fälle zu klären. Auch diese Lehre vom Menschen ist durch und durch jüdisch gedacht.

Es ist ein ganzheitliches, ein holistisches Bild des Menschen. Dieses ist jüdisch, es unterscheidet nicht – wie die Griechen – „höhere“ Anteile im Menschen. Es unterscheidet nicht seinen „Geist“ oder seine „Seele“, von niederen Anteilen wie dem „Fleisch“. Der Leib des Menschen als Ganzer ist ein „Tempel“ des Heiligen Geistes. „Geist“ gibt es damit in jedem Körperteil und in allen Vollzügen, auch in der Sexualität. Wir sehen hier bei Paulus: Im antiken Judentum gibt es keine Verurteilung, es gibt im Gegenteil eine Freude an der körperlichen Lust als von Gott geschaffen und so gewollt.

Wichtig ist zuletzt:

Paulus kritisiert nicht die Prostituierten als solche für das, was sie tun. Er reflektiert auch nicht auf die Gründe, warum sie das tun. Im Mittelpunkt seiner Kritik stehen nicht die Frauen, sondern die *Männer*, christliche Männer in einer *christlichen Gemeinde*, die zu den Prostituierten gehen.

Insgesamt gilt: Gegen die spätere altkirchliche Entwicklung und gegen Rezeptionen, die sich bis in das 20. Jahrhundert hineinverfolgen lassen, ist die jüdische Lehre vom Menschen des Paulus noch nicht leibfeindlich. Körperlichkeit, auch und gerade „körperliche Lust“, ist per se nichts „Böses“ oder Gott-Feindliches.

Leibfeindliche, körperfeindliche Tendenzen bilden sich im späteren Christentum erst mit der aufkommenden Gnosis und dann mit asketisch-leibfeindlichen Tendenzen in der Alten Kirche aus.

Die positive Sicht, die Paulus der Körperlichkeit des Menschen in *allen seinen Vollzügen* gegenüber einnimmt, bildet ein bleibendes Korrektiv gegenüber späteren Ansätzen der Leibfeindlichkeit.

Im Abstand von 50 Jahren stellen wir fest:

Gerade diesen jüdischen Paulus, mit seiner leibzugewandten und leibfreundlichen Theologie, hat die Forschung zur Zeit der Gründung der Ruhr-Universität Bochum in Deutschland kaum wahrgenommen. Paulus wurde *griechisch* interpretiert – und zwar ganz überwiegend *gegen das Judentum*.

Mitte der 60er Jahre war die deutschsprachige Paulusforschung von einer Forschergeneration geprägt, die ein lebendiges Verhältnis zu antik-jüdischen Texten und ihrer Theologie kaum zu entwickeln vermochte.

Dagegen dominierten Zerrbilder des frühen Judentums als einer „Leistungsreligion“.

Paulinische Theologie war für diese Epoche protestantischer Paulusforschung vorrangig Kritik an der jüdischen Tora und Kritik an der jüdischen Religion.

Man sprach vom sogenannten „Spätjudentum“ und meinte damit ein Judentum, das mit Jesus und Paulus faktisch an ein Ende gekommen war.

50 Jahre Forschung markieren hier einen ganz beträchtlichen Abstand.

Denken Sie für diese 50 Jahre noch einmal an die Kipphebelmaschine von Heinrich Greeven, die wir vorhin gesehen haben.

Wir denken bisweilen: Unsere Ideen und Forschungstheoreme altern nicht, jedenfalls nicht so, wie eine Kipphebelschreibmaschine gealtert ist oder ein Smartphone altert.

In diesem Fall ist es jedoch so.

4. Ehe und sexuelle Enthaltsamkeit

Wir sagten: Paulus kritisiert von seinen jüdischen Denkvoraussetzungen alle Formen illegitimer sexueller Praktiken. Es geht ihm um die Gruppe: Diese soll „heilig“ sein, sie soll sich von der Mehrheitsgesellschaft unterscheiden.

Darum soll jede Form von *porneía*, verkehrter Sexualität, unterbleiben.

Was aber stellt Paulus denn nun positiv dagegen, wenn er – wie wir sagten – nicht leibfeindlich ist? Anders gefragt: Wie konstruiert Paulus erlaubte, lichte Sexualität?

In den Jahren der Gründung der Ruhr-Universität hätte man, wie wir schon sagten, in unserer Gesellschaft mehrheitlich eine Antwort gegeben, oder sie doch *erwartet*: nämlich die: Das einzige soziale Konstrukt, welches Sexualität erlaubt und reguliert, ist die Ehe zwischen Mann und Frau, bzw. in dieser Zeit noch: es ist die kirchlich geschlossene, christliche Ehe.

Wie sehr und selbstverständlich die Ehe den archimedischen Bezugspunkt der Konstrukte von Sexualität bildet, zeigt sich in Begriffen wie „vor-ehelich“ oder „außer-ehelich“, die ja z.T. immer noch Verwendung finden.

Der überraschende Befund lautet nun:

Bei Paulus ist dies anders. Bei Paulus bildet die Ehe nicht den Punkt, von dem her alle Formen der erlaubten oder verbotenen Sexualität her vermessen werden.

Nicht die Ehe bildet den Ausgangspunkt und Vermessungspunkt von Sexualitätskonstrukten. Die Messlatte bildet vielmehr die geschlechtliche Enthaltsamkeit.

Wie passt das zusammen?

Es ist das große 7. Kapitel, über das man hier reden muss.

In 1. Korinther 7 behandelt Paulus in längeren Anläufen sehr verschiedene Fragen und Fälle. Er setzt ein mit der Gruppe von solchen, die verheiratet sind und nicht wissen, wie sie es mit der Sexualität halten sollen. Es geht um die, die noch gar nicht geheiratet haben, dann um die Witwen. Es geht weiter auch um die Frage der Scheidung.

Und es geht am Ende gewichtig und ausführlich um „Jungfrauen“, wobei wir besser sagen sollten: es geht um das Thema sexueller Enthaltsamkeit von jungen Frauen. Schließlich geht es auch um gemischte Partnerschaften von Christinnen und Christen mit Nichtchristen sowie um die Kinder aus solchen Verbindungen.

Paulus kann dabei durchaus auch über die, die geheiratet haben, ihre Verbindung, Positives sagen.

Doch gilt: In **allen** Fällen und in **allen** Fragen wird eine Grundoption ganz klar erkennbar: Paulus bevorzugt in jedem Fall die sexuelle Abstinenz, die Enthaltsamkeit. Und nicht die Ehe gibt den Normalfall ab; die Ehe ist vielmehr *Abweichung* von der eigentlich zielhaft gewünschten Praxis.

Paulus schreibt:

„Es ist gut für einen Menschen, keine Frau anzufassen“
(1Kor 7,1).

„Ich wünsche aber, alle Menschen wären wie ich“
(1Kor 7,7). – *gemeint: Nicht Witwer, sondern ehelos + sexuell enthaltsam*

„Ich sage aber den Unverheirateten und den Witwen:

Es ist gut für sie, wenn sie bleiben wie ich“
(1Kor 7,8).

„Bist du frei von einer Frau, so suche keine Frau!“
(1Kor 7,27).

„Wer seine Jungfrau [als solche] bewahrt, der handelt gut“
(1Kor 7,37). – *gemeint nicht: Syneisaktentum, sondern der Vater, der seine Tochter in die Ehe geben würde.*

Wie kommt es zu dieser ganz eindeutigen Option des Paulus für die Ehelosigkeit und sexuelle Enthaltsamkeit in allen Bindungsformen? Der Standpunkt, den Paulus hier einnimmt, ist auch deshalb so ungewöhnlich, da er hier innerhalb des Judentums eher eine Randposition bezieht: Grundsätzlich gilt es im antiken Judentum als Pflicht, im heiratsfähigen Alter auch zu heiraten. Und auch in der griechischen und römischen Mehrheitsgesellschaft der Zeit war das Heiraten der Regelfall, das, was die Gesellschaft erwartete.

Besonders aber für die spätere *protestantische Ehe*-Ethik ist das seit je ein schwieriger Punkt gewesen, dass ausgerechnet Paulus sich so relativ reserviert über das Heiraten und die Verheirateten äußert.

Luther hat ja die mittelalterlichen Klöster aufgelöst, um Nonnen und Mönchen den „seeligen Stand“ der Ehe zu ermöglichen.

Und selbst die wissenschaftliche Exegese vor 50 Jahren – zur Zeit der Gründung der Ruhr-Universität – zeigt immer noch Spuren davon: Wie man irgendwie einen Ausgleich, eine Vermittlung dieser sperrigen Aussagen des Paulus mit der eigenen gesellschaftlichen, vor allem aber der eigenen kirchlichen Gegenwart sucht.

Historisch betrachtet, ist es jedoch auch hier so, dass wir *unsere* späteren Konzepte nicht in Paulus und seine Zeit hineinlesen dürfen.

Will man die Position des Paulus in ihrer Zeit und unter ihren kulturellen und sozialen Bedingungen besser verstehen, so gibt es verschiedene Zugänge.

Zwei stelle ich Ihnen kurz vor:

Das erste Erklärungsmodell nutzt ein sozialgeschichtliches bzw. gruppensoziologisches Paradigma. Auch das sind Fragen, wie sie die neutestamentliche Wissenschaft vor 50 Jahren so noch nicht gestellt hat.

Das zweite Erklärungsmodell ist ein medizinsoziologisches bzw. medizinhistorisches Modell.

Das erste Modell ganz kurz:

Will eine neu entstandene Gruppierung auf Dauer Bestand finden, will eine neu entstandene Gruppe verhindern, dass sie wieder zerfällt, so braucht sie bestimmte Spielregeln, Normen und auch eine rollenhafte bzw. funktionale Ausdifferenzierung.

Vereinfacht kann man sagen:

Eine solche Verfestigung in sozialen Spielregeln, Rollen und Normen vollzieht sich im Christentum erst drei Generationen nach Jesus, am Ende des 1. Jahrhunderts.

Dabei entscheidet man sich im Christentum am Ende des 1. Jahrhunderts dafür, die eigenen Gruppen nicht so sehr als Kontrastgesellschaften zur bestehenden Mehrheitsgesellschaft auszugestalten. Vielmehr passt man das eigene Sozialverhalten bis zu einem gewissen Grad der Mehrheitsgesellschaft deutlich an. Man spricht hier von der Phase der „Aggregation“ einer Gruppe: Sie wird zu einer „Herde“, die zusammenbleibt, und die ihren Ort in der Gesellschaft bestimmt.

Die Aneignung der Ehe als „christliche Ehe“ war – vereinfacht gesprochen – eine solche aggregatorische Anpassungsleistung, die erst vergleichsweise spät erfolgt ist.

Dagegen steht Paulus im 1. Korintherbrief noch sehr dicht bei der Frühphase der Entstehung des Christentums. Man spricht hier von einer „Schwellenphase“, der „liminalen Phase“. Diese liminale Phase aber war a-familiär geprägt, d.h., sie war in sozialer Hinsicht durch die Aufgabe familiärer Bindungen und durch sexuelle Enthaltsamkeit gekennzeichnet.

Jesus selbst lebte nach dem, was wir sagen können, ehelos.

Von seinen Jüngern fordert Jesus die Bereitschaft, sich nicht nur von ihren Berufen und ihrem Besitz, sondern gerade auch von ihren Ehefrauen loszusagen. Familienlosigkeit ist Voraussetzung für die Teilnahme an der Wanderradikalität – so nennt

man dies. Man soll nach Lk 14 seine Ehefrau nicht nur verlassen, sondern sie „has-sen“, wenn man Jesusnachfolger werden will.

Die „Ehe“ oder die „christliche Ehe“ als Normalmodell der Definition von sexuel-len Beziehungen, steht also nicht am frühen Anfang des ältesten Christentums.

Allerdings geht dieses gruppensoziologische bzw. sozialgeschichtliche Modell nicht ganz glatt auf. Denn schon Jesus rechnet auch mit Modellen der Nachfolge, bei de-nen Jüngerinnen und Jünger in ihren überkommenen Lebensformen verbleiben können. Und Paulus tut dies in 1. Korinther 7 durchgängig auch. Paulus respektiert durchgängig, wenn sich die korinthischen Christinnen und Christen in ihren konkre-ten Lebensbindungen auf seine radikalen Forderungen nicht einlassen können oder wollen.

Nun zum zweiten Erklärungsmodell.

Ich wähle ein medizinsoziologisches bzw. medizinhistorisches Modell.

Wenn wir im 21. Jahrhundert fragen, wie wir in der *heutigen* Mehrheitsgesellschaft die Forderung des Paulus noch kommunikabel machen könnten, sexuell enthaltsam zu leben, so stoßen wir auf erhebliche Probleme. Faktisch muss man sagen, dass dieses Konzept, auch in christlichen Gruppen, kaum mehr durchzusetzen wäre.

Wir müssen uns allerdings deutlich machen, dass hier die Dinge im 1. Jahrhundert anders liegen.

Paulus nimmt auf seine Gemeinden Rücksicht. Und er reagiert damit auch auf zeit-lich und kulturell bedingte Konstrukte von Sexualität, die es in den Städten des rö-mischen Imperiums gibt. Und in Bezug auf diese zeitgenössischen Vorstellungen ist die Position des Paulus gar nicht so fremd, wie sie uns heute erscheint.

Für Phänomene von Körperlichkeit, Leiblichkeit und Sexualität ist bereits in den Städten des römischen Imperiums ein höchst komplexes *Gesundheitssystem* zustän-dig. Dazu gehörten neben der Tempelmedizin auch Angebote, die wir heute unter „Wellness“ rechnen würden, wie Bäder, Quellen, Gymnasien und Thermen. Das Amphitheater von Korinth besaß ein eigenes Gesundheitsversorgungssystem mit eigenen Ärzten, Sportmedizin würden wir heute sagen.

Vor allem hatte eine Großstadt wie Korinth bereits eine hoch entwickelte Ärztever-sorgung für die Gesamtbevölkerung.

Die Einwohnerzahl pro Arzt, d.h., die Arztdichte, konnte in den Städten des römi-schen Imperiums z.T. höher ausfallen als in neuzeitlichen Städten, auch in Deutsch-land. In Pompeji war z.B. die Arztdichte im Jahr 79 größer als in Rheinland Pfalz noch im Jahr 1970.

Interessant für uns ist nun: In der kaiserzeitlich-städtischen Medizin gibt es durch-aus eine starke Option für sexuelle Enthaltbarkeit.

Zwar wissen auch die antiken Ärzte, dass die Bürgerschaft Nachwuchs braucht und Frauen Kinder zu Welt bringen müssen.

Wobei gender-bezogen gefragt in diesen Texten stets auffällt, dass in der Regel hier *männliche* Ärzte Frauen empfehlen, regelmäßig Geschlechtsverkehr zu üben.

Umgekehrt gibt es in der antik-städtischen Medizin aber auch die andere Linie. Es gibt gerade *antik-medizinische Texte*, die den Geschlechtsverkehr unter Gesund-

heitsaspekten für bedenklich halten und zu sexueller Enthalt-samkeit raten, und zwar sowohl Frauen als auch Männern.

Der antike Arzt Soran zum Beispiel, der eine gynäkologische Fachmonographie geschrieben hat, stellt fest: Männer, die keusch bleiben, d.h., die sexuelle Enthalt-samkeit praktizieren, seien kräftiger und größer als andere Männer. Ihr Leben ver-laufe insgesamt gesünder.

Soran empfiehlt – und das ist bemerkenswert – gleichermaßen auch den Frauen die *παρθενία*, die Jungfräulichkeit, d.h., die sexuelle Enthalt-samkeit. Begründet wird dies unter anderem damit, dass Schwangerschaften den weiblichen Körper zugrunde richten, da die Schwangere zwei Lebewesen ernähren muss, wobei dies zu Lasten ihres eigenen Körpers geht. Soran verweist auf die Frauen, die wie die römischen Vestalinnen als Dienerinnen einer Gottheit sexuell enthaltsam leben. Diese seien erkennbar weniger anfällig für Krankheiten.

Ich breche hier ab und fasse kurz zusammen.

5. Ertrag und Ausblick

Wir gingen aus von der Eröffnung der Ruhr-Universität im Sommer 1965, vor fast genau 50 Jahren. Wir haben über die „Urvorlesung“ an der Ruhr-Universität Bo-chum vor 50 Jahren gesprochen.

Wir haben festgestellt, dass es ein sehr kleiner Ausschnitt des Stoffes dieser Urvor-lesung gewesen ist, der damals wahrgenommen wurde, und zwar von den sämtlich männlichen Erststudenten wie auch von der damaligen Presse.

An diesem Punkt – „sex and the city“ – haben wir noch einmal angesetzt. Und wir haben im Rückblick von 50 Jahren in den Brief des Apostels Paulus, der Gegen-stand der Urvorlesung war, noch einmal hineingeschaut.

Anhand von Texten aus dem 1. Korintherbrief haben wir gesehen:

Paulus hat mit der Prüderie der Gründungsjahre in der Bundesrepublik und ihren Auswirkungen wenig gemein. Die Briefe des Paulus kennen noch nicht die spätere Körperfeindlichkeit in der christlichen Tradition. Das Neue Testament kennt noch nicht die sexual-ethische Schwarz-Weiß-Malerei, die spätere christliche Sexualethik oft gekennzeichnet hat. Und bei Paulus liegt das daran, dass seine Sexualethik im Kern *jüdisch* bestimmt ist.

Wir haben weiterhin gesehen: Paulus lässt sich auf der anderen Seite nur unter gro-ßer Mühe dazu heranziehen, die christliche Ehe zwischen Männern und Frauen als „Normalform“ des Zusammenlebens zu begründen. Paulus denkt, wenn er von Se-xualität spricht, *nicht* primär von der Ehe her.

Es ist ein für uns fremder Paulus, auf den wir hier gestoßen sind. Diese Fremdheit resultiert dabei aus dem zeitlichen Abstand und den gänzlich veränderten sozialen und kulturellen Bedingungen. Die „christliche Ehe“ gehört nicht an den Anfang der christlichen Sozialgeschichte; sie ist in ihrer breiten Durchsetzung erst spät zum „Normalmodell“ geworden. Die Forderung nach Ehelosigkeit und sexueller Ent-halt-samkeit aber gab es auch sonst in ehrwürdigen religiösen Gruppierungen der damaligen Zeit. Und es gab sie auch in der medikalen Kultur.

Was Paulus dazu schreibt, ist unter den Bildungsvoraussetzungen einer städtischen Gesellschaft der frühen Kaiserzeit durchaus nachvollziehbar – anders als für uns heute mehrheitlich.

Am Beispiel des Themas „Sex and the City“ haben wir insgesamt gelernt: Konstruktionen des menschlichen Körpers, von Gender/Geschlecht, Sexualität, Liebe und auch von Familie verweisen nie auf rein „natürlich Gegebenes“. Es gibt in der Konstruktionen von Sexualität, von Weiblichkeit und Männlichkeit, von Liebe und auch von Familie nie „die gegebene Natur“ an sich; es gibt nicht „die biologischen“ oder die sozial vorfindlichen Tatsachen an sich. Das „Natürliche“, „Tatsächliche“ und das Soziale des menschlichen Körpers und seiner sexuellen Identität begegnen uns vielmehr immer schon ausgelegt und umgriffen von Zuschreibungen, Aushandlungsprozessen, zeitlichen bedingten Übereinkünfte und sozialem Feedback.

Spannungen und Konflikte treten mit Notwendigkeit dort auf, wo Konstruktionen von Sexualität, die sich einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Kultur, einem bestimmten Gruppenethos und bestimmten religiösen Deutungen verdanken, auf alternative Konzepte treffen oder wo sie in veränderte Zeiten und Situationen übertragen werden sollen. Das ist schon in Korinth der Fall gewesen.

Es ist im Rückblick der Fall, wenn wir auf die Geschichte der Interpretationen von Vorstellungen wie „Liebe“ oder „Familie“ in zwei Jahrtausenden, und auch nur in 50 Jahren zurückschauen.

Die Schwierigkeit hierbei ist, dass Menschen dazu tendieren, einmal sozial übernommene Konstruktionen von Sexualität zu bewahren, sie nicht aufzugeben – auch wenn sich die sozialen Gegebenheiten und auch die religiösen Interpretamente ändern -, wir ändern sie nicht so, wie wir anstelle einer Kipphebelschreibmaschine selbstverständlich ein modernes Tablet benutzen, da diese Konstrukte in intimster Weise mit unseren eigenen Körpern und insofern mit unserer Identität verbunden sind.

Wie sehr in diesen Konstrukten von Körperlichkeit unsere eigene Identität steckt, hat Paulus in seinem Brief nach Korinth in bleibender Weise erkannt.

Wie seinerzeit Heinrich Greeven, bin ich vor 7 Jahren von der Ostsee aus Kiel nach Bochum an die Evangelisch-theologische Fakultät der Ruhr-Universität gekommen. Für mich selbst war es sehr spannend, mich mit 50 Jahren seit der Eröffnung unserer Alma mater zu beschäftigen. Ich hoffe, das ist Ihnen ein wenig auch so gegangen. Ich bin gespannt, wie es in den kommenden 50 Jahren weitergehen wird.